

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.  
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.  
(Fortsetzung.)

Da dieser merkwürdige Ort der Schauplatz vieler Ereignisse werden sollte, will ich ihn näher beschreiben.

Kahle, buntfarbige Hügel umschlossen den fast kreisrunden Talkessel, aus dessen Boden mit zischendem Geräusch Dampf entwich, der sich zwischen den umherstehenden Fichten verteilte und an den Hügeln emporträufelte. Nur dann und wann wurde an der einen Seite eine breite, ansteigende, tiefrot und blauschwarz gefärbte Schlucht sichtbar, die in den Kegel eines rauchenden Vulkans auslief. Die andere Seite schien durch die außerordentlich steilen Hügel vollkommen abgeschlossen zu sein; und der Weg, auf dem wir gekommen waren, bildete offenbar den einzigen Zugang. Vielleicht hätte man, allerdings nur mit größter Vorsicht und Besonnenheit und nach längerer genauer Prüfung, einen Aufstieg über die scharfkantigen und zackigen Wände wagen können. Ich selbst arbeitete mich später eine kurze Strecke hinauf, nur um mir die wunderbaren Farben in der Nähe anzusehen.

Sie ähnelten in nichts der glatten, glänzenden Farbe gewöhnlichen Gesteins, sondern waren ungemein mannigfaltig und weichgetönt, dabei pastos und fett, wie die Farben auf einer Malpalette. Es gab Rot in allen Schattierungen, vom lichten Scharlach bis zum dunkelsten Purpur, Grün vom zarten Seeegrün bis zum satten Smaragd, verschiedene Arten von Blau und ein seltsames, unbeschreibliches Purpurviolett. Der Totaleffekt war prächtig, aber ein wenig barbarisch, so daß wir beim ersten Anblick vor Erstaunen mit offenem Munde stehen blieben.

Darrow allein blieb gleichgültig, schritt ruhig weiter und — verschwand im nächsten Augenblick hinter einer Dampfvolke. Thrakles und Perdosa wichen murrend zurück, erst bei einem scharfen Anruf meinerseits rafften sie ihren Mut zusammen und drangen ebenfalls weiter vor.

Wir entdeckten, daß der mit einem scheußlichen Gasgeruch verbundene Qualm aus einem Miniaturkrater, dessen Rand mit einer dicken, weißen Kristallkruste bedeckt war, herausquoll. Jenseits, dicht am Fuße des Hügels, befand sich noch ein zweiter, und zwischen den beiden stand Percy Darrow, wartend.

Ein spöttischer Blick aus seinen schläfrigen Augen streifte uns, als wir näherkamen.

„Ihr habt wohl befürchtet, die ganze Geschichte geht in die Luft?“ fragte er ironisch. „Na, sie wird schon nicht! Dieses ist die Stelle, wo wir uns für eine Weile niederlassen werden.“ wandte er sich an mich. „Sie und die Leute müssen nun eine Anzahl von jenen Fichten zum Hausbau fällen. Suchen Sie lieber kleine aus von drei bis vier Zoll Durch-

messer, sie sind leichter zu handhaben. Mittags bin ich wieder zurück.“

Von trachendem Donner umtost, im wirbelnden Dampf, der uns gänzlich einhüllte, bald unsere Umrisse ins Riesenhafte verzerrte, dann wieder inmitten der imposanten Umgebung als winzige Zwerge erscheinen ließ, machten wir uns an die Arbeit. Bei Darrows Rückkehr hatten wir bereits einen Haufen junger Bäumchen aufgestapelt.

In seiner Begleitung befand sich der entsetzte und schwer mit Schwären und Kochutensilien beladene Nigger. Der Assistent hatte ihm unterwegs allerhand Spul- und Geistergeschichten erzählt.

### 7. Kapitel.

#### Kapitän Selover versagt.

Vor Tagesanbruch waren wir auf den Beinen, und die ersten Sonnenstrahlen fanden uns bereits unterwegs, um mit der Arbeit zu beginnen, ehe die Hitze einsetzte. Drei Leute arbeiteten am Bau der Gebäude, die übrigen bildeten eine Art Güterzug, indem sie unablässig alles Mögliche vom Strande in das Hochtal hinausschleppten. Sie murrten über die schwere Arbeit, aber Kapitän Selover trieb sie an, ohne im geringsten auf ihre Gefühle Rücksicht zu nehmen.

„Ihr kriegt doppelten Lohn!“ sagte er. „Verdient ihn euch!“

Das taten sie auch wahrlich in jenen drei Wochen. Außer den umfangreichen wissenschaftlichen Apparaten und den Kisten voller Chemikalien war alles Erdendliche von dem Assistenten vorgeesehen worden. Nachdem wir ein langes, niedriges Gebäude errichtet hatten, kanten Fenster, Bretter, Abzugsrohre, Säbne, Brenner zum Vorschein, gut ausgepaßt und mit den dazu gehörigen Schrauben, Nägeln, Klammern und Nöhren versehen. Als das Ganze fertig war, stand in verkleinertem Maßstabe ein vollkommenes Laboratorium da, bis auf den Steinpfeiler zur Unterlage für schwierige mikroskopische Experimente und die Leitung für heißes und kaltes Wasser aus den Quellen. Dabei waren wir in solchen Arbeiten ganz ungeübt. Percy Darrow mußte alles angeben.

Nach Fertigstellung des Laboratoriums wurden für die beiden Männer Schlafräume mit geräumigen, gut verschließbaren Veranden und ein großer viereckiger Vorratsschuppen eingerichtet. Am Schluß der dritten Woche waren auch diese Baulichkeiten fertig.

Mit Begeisterung hatte sich Doktor Schermerhorn an das Auspicken der Chemikalien gemacht. Nach Beendigung des Gütertransportes war er mit seiner kostbaren Kiste ausgestattet und hatte dieses Mal auch — seltsamerweise — Darrows Hilfe angenommen. Aber er war nicht zu bewegen gewesen, den Ort, an dem sich sein Meinod befand, zu verlassen, und kampierte in einem Zelte. Darrow blieb der Sicherheit halber bei ihm. Er schien seine Leute zu kennen. Jetzt, als alles fix und fertig war, erschien der Doktor plötzlich auf der Bildfläche.

„Percy, wir müssen die Verschanzung bauen.“

Damit führte er uns zu dem schmalen Teil der Schlucht, dort, wo sie sich zu dem Niveau des Tales erhob.

„Hier werden wir die Barrikaden errichten!“ bestimmte er.

Darrow und ich starrten einander an.

„Wozu das, Herr Doktor?“ fragte der Assistent.

„Ich bin hierher gekommen, um ungestört zu sein und ich will auch nicht gestört werden!“ erklärte der Doktor.

Darrow zog ihn beiseite und sprach eifrig auf ihn ein, kehrte aber nach einigen Minuten achselzuckend zurück.

„Nichts zu machen!“ sagte er in seinem alten gleichgültigem Tone. „Also Barrikaden! Am besten aus 14 Fuß langen, schräge verbundenen Pfählen. Lassen Sie einen Graben ziehen, rammen Sie die Pfähle in 3 bis 4 Fuß Abstand hinein und verbinden Sie dieselben an der Spitze. So hat er's angeordnet.“

„Aber was in aller Welt hat das für einen Zweck? Damit bringen Sie die Leute ja erst recht auf die Vermutung, daß Sie etwas zu bewachen haben!“

„Weiß ich. Ist aber höherer Befehl!“

Wir errichteten also die Barrikaden und kehrten dann zur früheren Arbeitsstätte zurück. Nur noch bei drei Gelegenheiten, von denen ich Ihnen später erzählen werde, habe ich das Tal wiedergesehen. Am nächsten Tage hielten wir große Wäsche und marschierten dann mit unsern Sachen zur Küste hinab.

„Ich behalte die Kerls nicht an Bord,“ erklärte Kapitän Selover. „Ich werde das Schiff gründlich reinmachen lassen.“ Er selbst ging jedoch nicht mit an Land.

„Reinmachen!“ knurrte Thradles. „Ach, du großer Gott!“

„Lieber uns Kap segeln!“ stöhnte Pulz. „Lieber gelbes Fieber kriegen! Sechs Wochen dauert die Geschichte wenigstens. Bestimmt du dich noch auf die letzte Generalreinigung?“ wandte er sich an Handy Salomon.

„Und ob! Es war da unten am Äquator bei der kleinen Sandinsel. Blut hab' ich geschwitzt!“

Den ganzen Tag lang ruderten wir zwischen Schiff und Bucht hin und her, um den Inhalt des Schiffsraumes an Land zu befördern. Zum Glück brauchten wir wenigstens nicht die Sachen über die Landenge zu schaffen; denn gerade oberhalb des felsigen Strandes befand sich eine breite Felsplatte, auf der wir die Vorräte aufstapelten. Abends ruderte Kapitän Selover wieder an Bord, während wir ein Kamp an Land aufschlugen. Vorher zog er mich beiseite und sagte:

„Gegen, ich lasse Sie bei den Leuten zurück. Einer von uns muß da sein. Ich aber bleibe an Bord. Dieses verdamnte Sandknirschen unter den Füßen ist mir in tiefster Seele zuwider! Solide Eichenplanken, das ist der richtige Fußboden für 'nen alten Seebären!“

Hastig, fast verlegen, verabschiedete er sich. Ich hatte den Eindruck, als ob er niedergeschlagen sei. Mir kam der Mann verändert vor, doch fand ich nichts, womit ich diese Wahrnehmung hätte begründen können. Todmüde, wie ich war, verspürte ich auch nicht die geringste Lust, darüber nachzudenken.

Himmel! War das ein Reinmachen! Wir nahmen alles von dem Schiff herunter, was nicht niest- und nagelfest war, bis es als natter Kumpf hoch aus dem Wasser ragte. Sogar die Spieren und die Tafelase lagen an Land. Dann gingen wir dem Schiffskörper buchstäblich mit der Nagelbürste zu Leibe. Jetzt begriff ich das Geschimpfe der Mannschaft. Zuerst säeuerten wir die „Laughing Lay“, dann wurde sie angestrichen, das stehende Gut\*) gelleidet und geteert, das laufende Gut\*\*) und die Blöcke verwahrt und eingefettet. Schließlich wurde sie gekielholt und der Schiffsboden geschrappt und neu gestrichen. Als wir damit fertig waren, erhielten wir die Ankerkette fadenweise zum Reinigen und Putzen zugeteilt.

Abends zündeten wir nach Seemannsart ein großes Feuer an, um das wir uns lagerten und schweigend unsere Pfeifen rauchten. Vor Müdigkeit verging uns die Lust zum Plaudern.

Eigentlich hätten Kapitän Selover und ich die Abende zusammen verbringen müssen. Tatsächlich aber geschah das sehr selten. Bei Anbruch der Dunkelheit ruderte der Kapitän

\*) Was zur Stärke der Masten, Stengen und Raaren dienende Tauwerk (Stagen, Pardunen, Hofstau usw.).

\*\*) Das zur Bedienung der Segel erforderliche Tauwerk.

unzweigerlich zu seinem Schoner zurück. Was er dort trieb, weiß ich nicht. Wir konnten das Licht seiner Laterne bald ausblitzen sehen.

„Er pußt ihr die Zähne,“ behaupteten die Leute.

Thradles' Prophezeiung traf ein. Sieben volle Wochen hindurch dauerte die schwere Arbeit.

„Fertig!“ meldete ich eines Morgens.

Kapitän Selover sah mich mit gerunzelten Brauen an.

„Fällt Ihnen nichts mehr ein, was man noch tun könnte, Gagen?“ quetschte er.

Lachend reckte ich mich in den Schultern.

„Haben Sie uns noch nicht genug gezwiebelt? Wenn Sie nicht gerade die Kojen vergolden lassen wollen, wüßte ich nicht, was es noch zu tun gebe.“

Er musterte mich nachdenklich.

„Und Sie wollen ein Seemann sein?! Begreifen Sie denn nicht, daß die einzige Möglichkeit, die Wände ruhig zu halten, darin liegt, sie unausgesetzt zu beschäftigen? Ich habe meinen Hirnkasten mehr angestrengt, als ihr eure Knochen, um mir immer wieder etwas Neues auszudenken. Jetzt weiß ich nichts mehr — und der Teufel wird bald los sein! 's ist eine liebevolle Sorte, meine Mannschaft!“

Mein Mut sank. Das war ein neuer Gesichtspunkt, aber auch ein neuer Kapitän Selover. Wo war sein altes Vertrauen in die Kraft seiner Fäuste geblieben?

„Auf dem verfluchten Land fühle ich mich nicht sicher,“ fuhr Selover fort. „Hier ist's nicht wie an Bord, wo man die Kerls beständig unter Augen hat. Sie können sich zerstreuen, sogar verstecken. Ich wünschte, wir wären erst wieder glücklich im Hafen von Frisco — —“

„Sie sind doch früher mit den Leuten fertig geworden!“ sagte ich bedrückt.

„Aber nicht an Land!“

„Richtig — aber das wissen sie nicht. Lassen Sie die Leute um Himmels willen nicht merken, Kapitän, daß Sie auf einmal Nerven bekommen haben!“ Er zuckte nicht einmal zusammen bei dieser Behauptung. „Zeigen Sie ihnen eine eiserne Stirn! Können Sie nicht das „Goldene Horn“ abwracken lassen? Ich glaube nicht, daß sich das Bergen lohnt — aber es ist eine Beschäftigung!“

„Ausgezeichnet!“ rief er in wirklicher Freude und schlug mir auf die Schulter. „Daran habe ich wahrhaftig nicht gedacht!“

„Und geben Sie den Leuten einen Tag in der Woche frei. Das kann nicht schaden und hat den Vorteil, daß noch mehr Zeit dabei totgeschlagen wird.“

„Richtig! Gut!“

„Noch eins! Sie wissen, ich bin kein Faulenzer und scheue mich vor keiner Arbeit, aber lassen Sie mich lieber aus dem Spiel! Dann bleibt für die andern mehr zu tun.“

„Stimmt!“ sagte er.

Kapitän Selover war über Nacht ein anderer Mann geworden. Ich erkannte ihn nicht wieder! Seine Bewegungen waren unsicher — sein Mut geschwunden — seine Entschlossenheit ängstlichem Zaudern gewichen. Wo er sonst selbstherrlich und stark geschaltet und gewaltet hatte, hörte er jetzt auf den Rat anderer. Er, der Tyrann des Schiffs, hörte ängstlich auf meine Ratschläge!

\*

Am nächsten Abend stattete uns Percy Darrow seinen ersten Besuch ab.

„Hallo, Jungens! Seid ihr hübsch fleißig gewesen?“ redete er uns an.

„Wie geht's Herr?“ fragte Handy Salomon zurück. „Großer Gott, Maaten, seht dorthin!“

Unsere Blicke folgten der Richtung seines Zeigefingers. Im Norden glänzte am Abendhimmel ein bogenförmiger, phosphoreszierender Schein, aus dem regelmäßig wie Pulschläge lange Lichtgarben ausschossen und wieder zurück sanken. Wohl ein halbes Duzend mal hintereinander wiederholte sich die Lichterscheinung, bis sie mit einer Blöchlheit erlosch, als habe man einen Gashahn abgedreht.

„Was war das?“ schrie Thradles.

„Nordlicht!“ behauptete Pulz. „Beinahe ebenso sah es in der Behringstraße aus.“

„Zawohl, Nordlicht!“ hohnlachte Handy Salomon. „Da oben an der Behringstraße schon, aber nicht so weit südlich und im August. Da kannst du Gift drauf nehmen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Die landwirtschaftliche Ausstellung in Gaiße.

Uff ere landwirtschaftliche Besammlung is beschlosse worn, im Herbst e groß Ausstellung in Gaiße zan veranstaalt. Ausgestelt selte wern große Krautküpfer, Kohlrabe, Dickwurz, Raboffel, Kerbis, Leppel un Biern. Awer fier alle Ding, sett Bäh. — De Borjemester hats grecht Maul, he woar de reichst Moa weit un dreit, sei Gerste woar noch emol so schwir wai dai vo unnerm Leut. Er is aach ins Konidde gewählt worn un sellt de Bier-sigende sei. Es wur beschlosse Anfang Oktober sellt die Ausstellung eröffnet wern. — De Doag wor ebeigekomme. De Borjemester wor zur Uffstellung e poar Däg bester noch Gaiße gefahren un doat gena oangäwde wai de Sache uffgestalt selte wern, daß alles gaud zan sehe woar. Wunnerschee sahls aus, Blummesträuß un Kränz doachte jedd Sorde oabdalle. Es woar e Pracht, des Herz im Leib hott jeddem gelacht ders sah. — De Borjemester hoat e Sau eraus gemäst do wingt 600 Pfund, e Mordsdier. Dai wur ussen Wahn gebrocht der woar bed mit Stroh ausgelegt un met Blummesträuß geschmickt. De Doag fier de Ausstellung meht de Krächt, de Hannes, langsam met dere Sau fortzafahren, e Deck nohme met, daß erich moachts sandede konnt. — De Borjemester un sei Fraa sei met de Eisenbohn nachmittags nachgefahren. Wäise in Gaiße oankomme, woar de Hannes scho doa. Er hot de Wahn in e Scheuer geschowe un de Sau gaud zangedeit, de Hannes hot fesch e Loager im Hei zaurächt gemoacht. Wai de Borjemester sah, daß de Hannes sei Sach so gaud gemoacht hot, hote sihr zefridde met dem Kopp genid un hotem e schie Dringeld versproche. — Er hote met seiner Fraa e Noachtouatier gesucht, awer net des klänt Kämmerche woar ze fräiche. De Borjemester hot gemaant ihm kemptz net gefesse un hot net im Bieraus bestalt. In aam Gasthaus woar ganz owe unnerm Dach e Kämmerche met aam Bett, wannse doa enuff steige welle, sellt noch aa Bett uffgeschlan wern. Des woarnse gern zefridde. Im awer noch aa Bett uffsetzelle, moht en Glasstrank, der in de Kammer stunn, fierz Fenster gestalt wern, wodorchs stad-dunkel drin wur. Wai dai Jwu awends enuff foame, honse dadevo naut woahrgenomme. Des Licht honse nebigz Bett uff e flaa Desche gestalt un e rotgewerfelte Bettstüverzug, wufe Worscht un Brot un Rauche drin hoatte, hot de Fraa ussen Stauh geleg. — Se sei baal igschloafe un sei net uffgewacht de lang Noacht. Wai se emol wach wur, woars noch dunkel Nacht, do saad de Moa, mer wolle noch ewint geschloafe, mt hon heint en haache Doag. — No, deß doachte aach. Awer es hoat net lang gedauert, do woarn se widder wach. Do maant de Fraa, „naa woas awer in Gaiße de Nacht so lang dauern, eich kräig baal Hunger“. Jhrn Moa gungz arood so. Do honse des Licht oangeseht, hon sech ihr gewerfelt Bettesse gelangt un hon Worscht un Brot erausgedoh un seht gesse. Es woar nor gantz, daß se ime flaaue Bodellche Schnaps mitgenomme hoatte, do nahm aach Juddes en orndliche Schlud, un des woar gaud fierz schloafe. Sii honz Licht widder ausgebloafe un hon weider geschloafe. Noach so ere Stunner zvu saad der Borjemester zan seiner Fraa, „mach emol des Fenster uff un gud emol enaus“. De Fraa doacht, mechts Fenster uff, es woar awer de Dier vom Glasstrank, un saad, „es is noch ganz dunkel, laa Sternche is zan seh. Dem Borjemester sei Auer woar aach steh gebliewe, so bläib naut weiter iwernig, se mohte widder schloafe. Se sei baal widder uffgewacht, awer immer noch woars stad-dunkel un Hunger hoatte aach. Do honse sech zur Abwesseling jedes e orndlich Stea Rauche oabgeschneide un honz gesse. Des Fischlofe hoat goar hoart gehaale, se hon sech awer doch net getraut Dänt zu mache. Wäis gor net meh gung, saad de Moa, — „Fraa mach emol ganz hamlich de Dier uff un lur emol“. Se mächt sech aus em Bett, gung harwes on de Dier un mächt uff. — Bekrächte Doag un goldene Sonnenschei leuchter engege! „Borjemester,“ frech de Fraa, „woas soll des bedeite?! Waachte woas, unz Kammer hot la Fenster, wamer nor net de Ausstellung verschloafe hon!“ Woas woar he so hurtig aus em Bett! Ungeboh worn se aach baal un damt gungz awer, so schwim se nor laate konnte, de Trepp enobber. — Woas hot de Wert un de Hausborsch awer en Schwede wai dai Jwu onfoame! — Ganz wegeße seinse worn do owe unnerm Dach. Jwu Däg un jwu Nacht honse geschloafe. — De Ausstellung woar verwer un de Saabmoa hot gefehlt! De Volezei woar uffgebodde worn, awer nergends woar de Borjemester met seiner Fraa zu finne. — Wäie des aal gehirt hot, kroache en Jorn, baal ingebrocht hotte de Wert un de Hausborsch. — Woas hotte awer aach aal vesaant!! — En große Desch woar mit ere rot Deck behängt, do druff stunn en Sessel met Blume un Kränz. Der woar fier de Borjemester bestimnt. De sellt en Lorbeerkranz un e Medalie überreicht kräide. De Borjemester vo Gaiße wellt de Redd ussen haale. Awer alles woar gestert, weil de Borjemester un sei Fraa net se finne woarn. — De Sau hot de Lorbeerkranz ingehängt kräiht, hoten awer gleich verisse un baal uffgefresse. Nor noch e poar Wichel hot de Hannes gerett. Gestent hot der wai e flaa Reand, damt he saad als, so en gaude Herr un e Fraa kräich eich mei Lemedoag net meh. — De Medallie is fier alle Fäll uffgehowe worn. — Er woas mache mt, Fraa? Mr wern ausgelacht, wo mr uns sech soaffe. Mr messe uns ganz hamlich ham mache, daß es laan Mensch gewoahr werd, woas uns bassiert is. Wam awer de Wert net sech verschreche dut, daß naut devo eraus kimmt, sein eich net still, do besloag eichen wege „Freiheitsberaubung“. De Wert hot alles besproche. Se hon es ime oabgelegene Stibbade gewahrt bis es dunkel woar un do seinse zan Kauf uff de nächst Statzon un vo do aus

hangefahren. — Noache woar Däg hotte sei Kolleg noch Gaiße geschriwe un hot sich bedessendiert wai alles zangange woar. He hatt e sonnerboar Kranke kräicht, dai kam vo de Nervenanpannung. He hatt sich doch iwer dai Ausstellung Doag un Noacht Gedanke gemocht un hatt net meh schloafe kenne. Wai uff amol, doa wäre igschloafe un wier net wach zu brenge gewese, woas se aach metem oangestalt hätte. Sei Fraa wier aus Langst net vo sein Bett gange un hatt wegeße, Derder noch Gaiße se schide. — Un so doachte daa willmol im Bezeihung bitte; he selwer hatt doch de gerecht Weger gehocht, dawe im all dai Ehrn un des Begniege komme wier. Zum Schluß doachte vo seine Fraa aach noch wille Griefe schriwe un se besthe de Herr Kollege un de Fraa Kollegin saum 15. Oktober zur Wegeluppe inloade. Marie vom Oberberg.\*

\*) Die Verfasserin der Buggelsberger Schurren hat eben ein Bändchen „groad zamm dattlache“ erscheinen lassen. Wir verweisen auch auf die Anzeige.

### Das Haltbarmachen von Gemüse und Obst.

Von Oberregierungsrat Tenge.

Wer liest, daß ich als Vorsitzender der „Reichsstelle für Gemüse und Obst“ über das Haltbarmachen von Gemüse und Obst schreiben will, wird sicher annehmen, daß ich eine ganze einzulagende Beabsichtigung für möglichst eifriges, umfangreiches Konservieren von Gemüse und Obst im Haushalt und in allen kommunalen und sonst vermeintlich geeigneten Betrieben. Wer so schließt, irrt sich. Im Gegenteil, ich will warnen vor unvorsichtigem Einmachen und Konservieren. Wer es versteht, Gemüse und Früchte durch Einmachen usw. haltbar zu machen, wer sicher ist, daß alle Vorbereitungen bei ihm gegeben sind, der mag sich der Mühe unterziehen. Aber wer versteht denn die Sache wirklich, wer hat die Garantie, daß die Vorbereitungen erfüllt sind? Ich fürchte, nicht viele. Manche Hausfrau mag unter gewöhnlichen Verhältnissen beim Einkochen, beim Einweiden glänzende Erfolge erzielen, ihre Marmeladen, ihre Konserven mögen in ihren Bekanntenkreisen berühmt sein. Und doch muß sie gewarnt werden. Es fehlen eben jetzt so manche der gewohnten Vorbereitungen. Der Messingfruchtkessel ist dem Vaterlande gewis, die Verwendung von verzinnten Erbsenkesseln ist sogar sehr gesundheitsgefährlich, jedenfalls wird darin gekochtes Mus schnell verderben, die Gummiringe für die Beckapparate sind mäßiger Güte und unhaltbar, der Zuder steht in geringer Menge zur Verfügung, auch die Rohstoffe, die Früchte und Gemüse werden nicht in gewohnter Güte auf den Markt gebracht. Alles Umstände, die geeignet sind, die Garantie des Erfolges zu untergraben. Und doch soll man nur dann an die Haltbarmachung von Gemüse und Obst — nebenbei, das geht mich zwar nichts an, ich muß es aber erwähnen, auch bei Fleisch und Geflügel — nur dann herangehen, wenn man sicher ist, den erwarteten Erfolg zu erzielen. Wer des Erfolges nicht sicher ist, lasse die Finger vom Einmachen. Denn es ist nichts Bedenklicher, als — auch bei bester Absicht — dazu beizutragen, daß Lebensmittel verderben. Es ist geradezu eine Sünde an unserem Heer und unserer Volksgemeinschaft, ein Verbrechen, das in einem Kriege, in dem uniere freundlichen Vettern jenseits des Kanals ihre besondere Hoffnung auf unsere Aushungerung setzen, niemand begeben darf. Täglich lese ich Dugende von — meist unbegründeten — Denunziationen, daß dies oder jenes verdorben sei, und ebenso lese ich täglich viele Tausende von wohlgemeinten Ratschlägen, wie man auch unter den heutigen Verhältnissen Gemüse und Obst haltbar machen könne. Ost von denselben Menschen. Mich schaudert bei solcher Lektüre schon. Fürchte ich doch, daß die Ratschläge befolgt werden, und daß die Folge der Verderb vielen wertvollen Materials ist. — Wir haben zwar eine gute Gemüseernte und, wenigstens bei vielen Früchten, auch eine gute Obsternte, aber so sind wir nicht gestellt, daß wir riskieren könnten, viel zu verderben. — Natürlich müssen wir für den Winter vorsorgen, aber das können wir nur, wenn wir denjenigen die Konservierung überlassen, die dazu in erster Linie befähigt sind, das sind vor allem die gut eingerichteten Fabriken. Ihnen Rohstoffe zuzuführen, muß unser Hauptziel sein, damit unsere prachtvollen Truppen an der Front, damit unsere in der Heimat mit dem uns Hungersnot wünschenden Feind kämpfende Bevölkerung im Winter und Frühjahr genug zu essen hat. Es ist daher auch gar nicht zu verstehen, daß in so vielen Einwendungen und Zeitungsartikeln die Antäufe der Konservfabriken getadelt werden. Selbst wenn sie Gemüse und Obst dem Frischmarkt entziehen, müssen die Bestrebungen der Fabriken unterstützt werden. „Spare in der Zeit, so hast du in der Not“ ist ein altes, wahres Wort. Und immer muß man sich widerholen, daß Raubbau treibt, wer darauf hinwirkt, daß wir jetzt viel essen, und wer vertritt, daß wir für die Zukunft zu sorgen haben. Daß die Fabriken, die Dauerwaren herstellen, nicht zu viel dem Frischmarkt entziehen, dafür will ich als Bevollmächtigter des Reichsanwalters bei den verschiedenen Kriegsgesellschaften für die Gemüse und Obst verarbeitenden Industrien schon sorgen. Der Frischmarkt wird so leicht nicht entblößt werden. Er ist soאר, wie jeder, der über einen Wochenmarkt geht, feststellen kann, reichlich besichtigt, und es ist zu hoffen, daß bei der vielen Zufuhr ohne behördliche Eingriffe auch die Preise sinken werden. — Jedenfalls hüte man sich vor Verschwendung mit Lebensmitteln, vor

allem auch mit Gemüße und Obst. Prüfe jeder, vor allem jede Hausfrau, aber auch jede Gemeinde, jeder Kommunalverband, bevor sie an das Einbocken, Dörren, Einmalzen, Einjäuern gehen, ob sie auch die Garantie für guten Erfolg haben.

### Vermischtes.

\* Das Kochbuch der Alliierten. Die Alliierten sehen nach wie vor Himmel und Hölle in Bewegung, um die Amerikaner zu Sympathieumgebungen zu veranlassen, mit denen sie dann in anderen neutralen Ländern für sich Reklame zu machen suchen. Natürlich gelingt ihnen dies auch manchmal; doch die mit so besser Mühe erlangten Sympathieumgebungen stehen in keinem rechten Verhältnis zu dem Jubelgeheil, mit dem sie empfangen werden, und zu der angeblich hochwichtigen politischen Bedeutung, die man ihnen beizulegen sucht. Sehr merkwürdiger Art aber ist die neueste Sympathieumgebung von amerikanischer Seite, über die das „Journal des Débats“ voll unbändiger Freude ist. „Die Liebe für die Alliierten“, schreibt das Blatt, „ist in Amerika so groß, daß man sich dort den originellsten Ideen hingibt, um dies Gefühl zu deutlichem Ausdruck zu bringen. So wird neuerdings zur Unterstützung der aus Nordfrankreich vertriebenen Bauern in New York unter dem Titel „Das Kochbuch der Alliierten“ ein Kochbuch herausgegeben, das sich ausschließlich aus echten englischen, französischen, italienischen, belgischen und russischen Kochrezepten zusammensetzt. Das Buch ist künstlerisch ausgestattet und zeigt auf dem Einband die Fahnen der Alliierten.“ Diese Meldung erscheint im ersten Augenblick nicht gerade sehr bedeutungsvoll, doch bei näherer Betrachtung wird man auf eine Merkwürdigkeit aufmerksam. Man bemerkt nämlich, daß unter den angeführten Kochrezepten die serbischen und montenegrinischen vollkommen fehlen. Die Frage ist nun, ob die Alliierten die Serben und Montenegro nicht mehr recht als Bundesbrüder betrachten, oder ob sie fürchten, daß ein Genuß von Speisen nach serbischer und montenegrinischer Art einen Stimmungsumschwung in Amerika herbeizuführen vermag.

\* Eine zeitgemäße Erinnerung. In einer im August 1871 erschienenen Novelle „Miniche“ von Ludovic Halévy findet sich die folgende Stelle: „Papa Millionär! daß ich das erleben soll! Vorgerufen jagte er zu mir: Wenn wir das Glück haben, daß der Krieg noch sechs Monate dauert, ist meine Million voll!“ Er hat nämlich die ansagezeichnete Idee gehabt, Armeelieferant zu werden, für Patre, Getreide und Fourage aller Art. Paul liefert Waffen und Uniformen. Sie haben Verträge und bestimmen die Preise. Papa versteht sich aufs Geschäft. Ein Spanier und ein Amerikaner sind seine Kompagnons. Uebrigens sagte er, daß es unter allen Regierungsformen immer ebenso gewesen ist.“ Diesen letzten Satz fügt der Dichter wohl hinzu, um die neugeborene Republik keinen Vorwürfen auszuliefern. Die Genset „Semaine Littéraire“, die diese zeitgemäße Erinnerung aufreißt, meint, daß sie „les nouveaux riches“ beruhigen würde, jene schamlosen Kriegslieferanten, die in der Zeiten Not sich die Taschen füllen. Solche gibt es ja leider nicht nur in Frankreich.

### Büchertisch.

— Ludwig Ganghofer. Bei den **Peeresgruppen Hindenburg und Mackensen**. Preis steif geh. M. 2.— Stuttgart, Verlag von Adols Bohn & Comp. — In einem meisterhaft schildernden und ergreifend zu lesenden Buche legt der Dichter, der dem deutschen Siegeszug im Osten folgte, seine Eindrücke vom Geschehen und Miterlebten nieder. Ein starker, aber auch mitleidvoller Mann hat es geschrieben, dessen Empfinden das erfahrene Grauen nicht abtumpfte, der es nun aber einmal nicht lassen kann, selbst unter solchen Verhältnissen noch mit dem Auge des Dichters zu schauen; das Gesehene hält er in einer Art künstlerischer Impressionen fest, indem er uns außerordentlich wahre Augenblicksbilder von den Kampfstätten dieses Krieges entwirft. Der Erzähler hat den Kriegsschreden bei Gelegenheit seiner anstrengenden, recht strapaziösen Frontreise aus unmittelbarer Wirklichkeit, nicht bloß hinter der Feuerlinie stehend, kennen gelernt. In einer Anzahl von Kapiteln, im ganzen dreizehn, schildert Ganghofer seine packenden Erlebnisse, welche den Leser auf polnisch-russischen, serbischen, bulgarischen und zuletzt noch türkischen Kriegsschauplatz führen. Was sich alles zusammendrängt in den verschiedenen Abschnitten. Einem einleitenden gemüthlichen Zusammensein mit Feldmarschall Hindenburg, das den berühmten Feldherrn von der freundlichen, menschlich gewinnenden Seite zeigt, folgt als nächstes die dramatisch belebte Darstellung des wilden Straßenkampfes in Grodno. In Tagebuchblättern, die auch sein malende Szenarien der Natur und Landschaft enthalten, führt der Berichterstatter uns weiter nach Rowno, der wunderbar gelegenen Stadt, nach Insterburg. Eingestreute kleine Bilder vom friedlichen Treiben der Feldgrauen, dem Leben der Bevölkerung wirken als Oasen.

\* Ein Wort an die unten und die oben! Innerer Pader, trohiger Eigensinn oder Mißgunst, Rechthaberei bis zur

Selbsterstörung haben im Gegensatz zu slavisch weicher Willenslosigkeit und romanischem Verdensinn nur zu oft das deutsche Volk trotz großer Kraft und Tüchtigkeit um seinen Erfolg betrogen. Soll auch heute in diesem allerchwersten Zeitpunkt uneres volksgeschichtlichen Daseins Zwietracht, Ferkissenheit, Selbstentäufierung oder unklare Schwärmererei die Wucht des gezückten Schwertes hemmen oder das Ziel verrücken? Diesem urdeutschen Unheil strebt mit Macht zu wehren. Ein Wort an die unten und die oben“ von einem deutschen Sozialdemokraten (24 S. Groß-Oktav, Preis 30 Pfg. Stuttgart, 1916, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung), das klug und kräftig, klärend und weisend das eine zeigt, das not tut, und alle, alle, von unten und oben, von rechts und links sammeln will, in der Erkenntnis, daß sie den unerbittlichen und schlangenklugen Feind England nur dann niederringen können, wenn ein Wille, ein Tun sie alle befeelt und eint.

— Die Kunst, Monatshefte für freie und angewandte Kunst (H. Bruckmann N.-G. München, Preis vierteljährlich M. 6.—), leitet ihren neuen, XVIII. Jahrgang (Oktober 1916 bis September 1917) mit ihrem eben erschienenen Oktoberheft ein, welches, was Bediegenheit des Inhalts sowie Geschmack bei der Auswahl und Reichtum und technische Vollendung des Abbildungsmaterials betrifft, den langjährigen Ruhmestitel der Zeitschrift, eine unserer schönsten und wertvollsten zu sein, aufs neue glänzend bestätigt. So unterrichtet uns über die in den letzten Jahren unter Leitung des Generaldirektors Dörnhöffer erfolgten Neuerwerbungen der Neuen Pinakothek in München ein vorzüglich illustrierter Aufsatz, dem ein reizvoller Farbendruck nach einer Landschaft Hans Thomae beigegeben ist. Die Radierkunst ist durch Arbeiten eines unserer ersten Künstler auf diesem Gebiete, Hans Meid, vertreten. Die Kunst Karl Albikers, der als einer der ersten in den Reihen der Plastiker genannt wird, führt uns ein weiterer Aufsatz eindringlich vor Augen. Endlich nennen wir noch eine umfangreich illustrierte Abhandlung über Bruno Pauls Haus Damerberg im Taunus, eine der reifsten künstlerischen Leistungen eines Architekten und Raumkünstlers allerersten Ranges.

— Velhagen & Klafings Monatshefte haben schon ihren 31. Jahrgang begonnen. Seit drei Jahrzehnten ist diese Zeitschrift nun bereits der immer wieder gern gesehene Freund und Hausgenosse in vielen Tausenden deutscher Familien. Kein Wunder, ist doch der Bilderreichtum dieser Feste so geschmackvoll ausgewählt und so mustergerällig gedruckt, daß ihre Begieher gewissermaßen eine Bildergalerie im kleinen ihr eigen nennen, und sind doch eine ganze Reihe der berühmtesten Romane unserer Zeit in ihren Mältern zuerst erschienen! — Auch das neue Septemberheft steht ganz auf der Höhe, bringt es doch Erzählungen und Romane von ersten Autoren. Man braucht nur die Namen Ernst Zahn, Dams von Jobeltig, Jakob Wassermann und Emil Gertl zu nennen, so ist damit genug gesagt. Daneben enthält es aber noch eine fast überreiche Zahl von gediegenen und wirklich interessanten Aufsätzen. Reizvoll ist gleich die wohl zuerst ins Auge fallende, mit bunten Bildern geschmückte Schilderung Willy Norberis über das entzückende Rotokloschlöschchen Wilhelmstal bei Kassel, und für jeden Kunstfreund anziehend ist auch die Studie von Dr. Franz Servaes über den frankfurter Maler Fritz Voehle, einen unverdient noch recht wenig bekannten Künstler, der eine große Zukunft besitzt. Gern lesen wird man auch die Erinnerungen von Josef Kainz, die Ferdinand Gregori dem verstorbenen berühmten Freunde widmet, und die Plaudereien aus dem Jähringer Lande, die der Freiburger Max Wittrich aus dem Schwarzwald „in Hörweite des Weltkrieges“ sendet. Der furchtbare Kampf, in dem wir jetzt immer noch stehen, drängt sich ja in alles hinein. Ihm sind übrigens noch zwei besondere Aufsätze dieses Septemberheftes gewidmet: Graf Karl Scapinelli zeichnet ein farbenhaftes Bild des Krieges in Tirol, und Prof. Dr. Otto Hoehsch, der Berliner Historiker, schildert den „Varalona“-Geist in der englischen Politik, der kalten Herzens durch Ströme von Blut geht, wenn nur England ein Geschäft dabei macht. Ganz besonders fesselnd und gehaltreich sind außerdem noch zwei historische Abhandlungen dieses Heftes. Die eine von Prof. Dr. Otto Seeck über den römischen Kaiser Augustus und die andere von Prof. Dr. Max Venz, der das Zeitalter der französischen Revolution und ihre Weltkriege im Vergleich zur Gegenwart zeichnet. Der wirklich reiche und interessante Inhalt des ersten Heftes läßt von den weiteren Beiträgen des neuen Jahrganges von Velhagen & Klafings Monatsheften das allerbeste erwarten.

### Logogriff.

Mit i hält's schwer, es zu erweichen,  
Mit r kann es kein Mensch erreichen.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Magischen  
Quadrats in voriger  
Nummer:

I	B	I	S
B	O	L	A
I	L	K	A
S	A	A	R